

«Der Verliebtheit gegenüber bin ich skeptisch»

Gespräch mit dem spanischen Erfolgsautor Javier Marías, der am Sonntag in Zürich aus seinem neuen Roman liest

Javier Marías ist ein Intellektueller mit Stil. Der spanische Erfolgsautor gilt wegen seiner erlesenen Kleidung und der gepflegten Ausdrucksweise gar als Dandy. Nun ist sein pessimistischer Roman «Die sterblich Verliebten» auf Deutsch erschienen.

Herr Marías, unlängst ist auf Deutsch Ihr Roman «Die sterblich Verliebten» erschienen, den Sie gar nicht veröffentlichen wollten. Was hat Sie umgestimmt? Eigentlich sind die Zweifel an dem Roman bis heute nicht verschwunden – obwohl seine Existenz ja das Gegenteil zu beweisen scheint. Ich bin immer unsicher, ob ich wieder schreiben werde, ob ich ein Buch zu Ende bringe, ob ich es veröffentlichen soll. Nach den fast 2000 Seiten von «Dein Gesicht morgen» waren die Zweifel aber besonders gross. Ich dachte wirklich, ich könnte nie wieder einen Roman schreiben.

Hätte Sie der grosse Erfolg der Trilogie nicht eigentlich anspornen müssen?

Ja, aber ich war ausgebrannt und hatte das Gefühl, auf dem Feld des Romans bereits alles gesagt zu haben. Ich bin auch jetzt noch überzeugt davon, dass «Dein Gesicht morgen» mein bester Roman ist – auch wenn meine Meinung diesbezüglich eigentlich nichts zählt – und dass ich nie wieder ein so ambitioniertes Buch schreiben werde. Aber es kann sein, dass ich mich täusche. In «Die sterblich Verliebten» hatte ich ja auch keine grossen Hoffnungen gesetzt.

... dann hat es aber in Spanien extrem gute Kritiken bekommen und wurde zum Buch des Jahres 2011 erklärt.

Ja, ich habe keinen Grund zur Klage.

In dem Roman kommt eine pessimistische, wenn nicht zynische Haltung gegenüber der Liebe zum Ausdruck. Ist das nur die Sichtweise Ihrer Figuren, oder sind auch Sie so desillusioniert?

Der Verliebtheit gegenüber bin ich tatsächlich skeptisch eingestellt. Allgemein wird Liebe als etwas Positives angesehen. Andererseits bringt sie oft unsere dunkelsten Seiten zum Vorschein.

Diesmal wird der Liebende zum Mörder. Ich bin überzeugt, dass Liebe der Motor

für die schlimmsten Verhaltensweisen der Menschheit sein kann. Wir glauben, dass die Liebe uns glücklicher, zufriedener oder gar zu besseren Menschen macht. Oft ist aber genau das Gegenteil der Fall. Ich habe in meinem Umfeld die Erfahrung gemacht, dass sich uneigennützig, grosszügige Leute plötzlich egoistisch und kleinlich verhalten haben, nur weil sie verliebt waren.

Sie zeigen aber auch auf, dass hinter den grossen Gefühlen oft gar nicht so viel steckt, wie wir glauben.

Generell wird die Liebe überschätzt. Verliebte glauben gerne, das Schicksal habe sie zusammengeführt oder gar füreinander geschaffen. Dabei ist es mit der Paarbildung eher wie bei einer grossen Lotterie: Wen wir ziehen, hängt davon ab, wer gerade frei ist, wer uns gerade über den Weg läuft, wer in der Nähe lebt und wer ein ähnliches Alter hat. Oft sind wir ausserdem nur ein Ersatz für jemanden, der gestorben ist oder der unseren Partner verlassen hat. Das kann man pessimistisch nennen. Ich glaube aber, es ist die Realität.

Bisher haben Sie immer aus der Sicht eines Mannes erzählt. Warum hat Ihr neues Buch nun eine Ich-Erzählerin?

Den Ich-Erzähler benutze ich nun schon seit den achtziger Jahren, und tatsächlich habe ich mir nie vorstellen können, dass er einmal weiblich sein würde. Im Fall von «Die sterblich Verliebten» funktioniert die Geschichte aber nur aus der Sicht einer Frau. Andersherum wäre es völlig unglaubwürdig. Also musste ich das Risiko eingehen.

War es eine solch grosse Herausforderung, wie Sie zuvor angenommen hatten?

Erstaunlicherweise nicht. Männer und Frauen unterscheiden sich zwar in vielerlei Hinsicht, nicht aber in ihrer Art zu erzählen. Zumindest in meinen Romanen bedeutet erzählen: beobachten, reflektieren und berichten. Und ich war mein Leben lang von Frauen umgeben, die genau diese drei Dinge sehr gut konnten. Ich musste mich nur an sie erinnern und versuchen, mir vorzustellen, wie sie mich damals wohl gesehen haben. Frauen hielten mich wahrscheinlich für unberechenbar und rätselhaft – was ich natürlich nicht war.

In «Die sterblich Verliebten» spielt das

Thema Strafflosigkeit für Verbrechen eine wichtige Rolle. Kann man dies als Parabel auf die Diskussion in Spanien um Verbrechen der Franco-Zeit lesen?

Der Roman ist in dieser Hinsicht sehr pessimistisch und düster. Und das spiegelt tatsächlich meine Sicht auf die Geschehnisse wider, die sich derzeit – nicht nur in meinem Land, sondern überall – ereignen. Jeder Staat hat blutige Hände. Aber ich finde es unerträglich, dass Täter unbestraft bleiben. Die Menschen akzeptieren viel zu oft, dass viele Verbrechen ungesühnt bleiben. Sie glauben, dass es sie nichts angeht, wenn einige einflussreiche Persönlichkeiten wie Banker oder Politiker gegen das Gesetz verstossen.

Sie selbst sind im Exil aufgewachsen, da Ihr Vater im Bürgerkrieg für die Republikaner gekämpft hatte. Wie ist Ihr Verhältnis zu Spanien?

Ich fühle mich nicht besonders wohl in diesem Land. Ich bin in Madrid geboren, lebte als Kind aber in den USA und habe mich in Spanien immer ein wenig fremd gefühlt. Es gibt eine gewisse Abneigung gegenüber dem reflektierten Denken, gegenüber der Intelligenz. Wir leben im Spanien der Verdummung.

Sie haben selbst zahlreiche Werke aus dem Englischen ins Spanische übersetzt. Hat die Übersetzerätigkeit auch einen Einfluss auf Ihre literarische Arbeit?

Ich habe während des Übersetzens viel gelernt, was mir für das Schreiben nützlich ist, und einige Arbeitsmethoden übernommen. Zum Beispiel korrigiere ich jede einzelne Seite mehrfach, sobald sie fertig ist, niemals jedoch das komplette Buch. Der erste Entwurf einer Seite dient mir auch nach zahlreichen Änderungen und Ergänzungen als Ausgangsbasis, auf die ich mich später immer wieder zurückbesinne. Die Vorgehensweise ist also eher die eines Übersetzers als die eines Schriftstellers.

Weshalb ziehen Sie nach wie vor die Schreibmaschine dem Computer vor?

Ich bin es einfach gewohnt, auf Papier zu schreiben. Ich korrigiere jede Seite per Hand, mache Anmerkungen und Pfeile und so weiter. Dann tippe ich das Ganze wieder ab. Das wiederhole ich, sooft es eben nötig ist. Mit dem Computer wäre der Arbeitsprozess ein völlig anderer. Ausser ich würde jede Seite ausdrucken, um sie wie vorher per

Hand zu bearbeiten. Aber das wäre absurd. Ich mag es einfach, direkt auf Papier zu schreiben. Das ist alles.

Sie müssen kistenweise Manuskripte zu Hause haben.

Das ist wahr. Früher habe ich Schmierblätter einfach weggeschmissen. Dann sagte mir eine Freundin, sie könnten einmal wertvoll werden. Na ja, das glaube ich zwar nicht, aber ich habe ihr die gesamten Notizen und Entwürfe zu einigen meiner Romane geschenkt. Bei «Dein Gesicht morgen» ging die Zahl natürlich in die Zigtausende.

Es sind über vierzig Jahre seit der Veröffentlichung Ihres ersten Romans vergangen. Welche wesentlichen Veränderungen durchlief Ihr Schreibprozess?

Genauso gut könnten Sie fragen, wie ich mich vom 19-jährigen Grünschnabel zum reifen Mann von 60 Jahren entwickelt habe. Unverändert blieb, dass ich keine literarischen Projekte verfolge, sondern mich nur an die Schreibmaschine setze, wenn ich Lust habe oder mich etwas ausreichend umtreibt.

Was hat Sie dazu bewogen, Ihren Verlag, Reino Redonda, zu gründen?

Ich habe keine Ahnung. Es ist ein ruinöses Geschäft. Wenn sich der Verlag selber tragen müsste, wäre er längst bankrott. Eine Buchführung mache ich gar nicht erst.

Und nach welchen Kriterien wählen Sie die Bücher aus, die Sie veröffentlichen?

Ziemlich willkürlich. Ich lege Bücher neu auf, die mir gefallen und die man in Spanien nur schwer oder nicht mehr bekommt. Oder ich veröffentliche Bücher, die es noch nicht auf Spanisch gab.

Ihr Verlag heisst übersetzt «Königreich Redonda», und tatsächlich sind Sie König Xavier I. der unbewohnten Pazifikinsel Redonda. Wie kam es denn dazu?

Mein Vorgänger als «König», Jon Wynne-Tyson, war ein wenig amtsmüde und wollte abdanken. Die Krone wird von Schriftsteller zu Schriftsteller weitergegeben. Da ich das kleine Königreich und seine hübsche Legende in meinem Roman «Alle Seelen» beschrieben hatte, hielt man mich wohl für einen geeigneten Nachfolger. Ich hatte meine Zweifel, aber dann erschien mir die ganze Angelegenheit so romanhaft. Als Schriftsteller konnte ich es mir nicht entgehen lassen, dass etwas aus der Welt der Phantasie in mein Leben tritt. Eines Tages werde auch ich mir einen Nachfolger suchen müssen. Dass es wieder ein Schriftsteller wird, ist sicher.

Wie erklären Sie sich den enormen Erfolg Ihrer Bücher im Ausland? «Mein Herz so weiss» hat sich beispielsweise in Deutschland 1,5 Millionen Mal verkauft. Ich habe keine Erklärung dafür, warum meine Bücher ausgerechnet in Deutsch-

land so erfolgreich sind. Bei «Mein Herz so weiss» war wohl das Lob von Marcel Reich-Ranicki verantwortlich. Im Ausland spielen ausserliterarische Faktoren wie Antipathien, Sympathien, Rivalitäten oder Neid eine weniger grosse Rolle. Darum schätze ich es besonders, wenn meine Bücher im Ausland erfolgreich sind. Da ist das Urteil ungetrübt. Aber ich kann mich auch im eigenen Land nicht über mangelnden Erfolg beklagen.

Sie haben im Ausland zahlreiche Preise verliehen bekommen, zuletzt den Premio Nonino in Italien und den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Wie kommt es, dass Sie in Spanien eher selten geehrt werden?

Ich nehme an, dass ich im spanischen Kulturestablishment mehr Antipathien als Sympathien für mich verbuchen kann. Einen offiziellen oder staatlichen Preis würde ich auch gar nicht annehmen. Ebenso wie ich seit 16 Jahren keine Einladungen des Kulturministeriums, des Instituto Cervantes oder anderer öffentlicher oder staatlicher Einrichtungen annehme.

Arbeiten Sie an einem neuen Roman?

Mir schwirrt eine Idee im Kopf herum. Ich habe auch schon ein paar Zeilen geschrieben – nur ein paar, wohlgemerkt. Aber ich bin unendlich langsam darin, einen Anfang zu finden, und immer unsicher bei der Suche nach Anfängen, während des Schreibprozesses und nachdem ich den Roman beendet habe. Diese Unsicherheit ist ein Fluch, den ich nicht loswerde. Trotz Erfahrung ist es damit im Lauf der Jahre statt besser immer schlimmer geworden.

Interview: Annika Müller

Zürich, Kaufleuten, 18. März.

Roman-Rezension, Feuilleton, Seite 46.